

Bretter und Leinwand

Autor(en): **Christians, Mady**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Illustrierte Filmwoche : der "Zappelnden Leinwand"**

Band (Jahr): **7 (1926)**

Heft 12

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-731882>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



PICKNIK

Nach der ermüdenden Atelierarbeit erfrischen sich Regisseur, Darsteller und der technische Leiter beim Picknick in der Kantine. Wir sehen auf unserem Bilde u. a. Regisseur Robert Z. Leonard, Mae Busch, Gertrude Olmstead, Creighton Hale und Lew Cody.

Bretter und Leinwand

von

Mady Christians

Gute Freunde aus ehrlichen Berufen, langweilige Tischherren, Theaterdirektoren und Kritiker fragen mich häufig: «Warum spielen Sie eigentlich Theater?» Bei Tischherren mache ich einen seelenvollen Augenaufschlag (Grossaufnahme) und versichere ihnen, dass mich innerlich etwas dränge, Theaterdirektoren gegenüber erkläre ich brutal, dass ich mich an der Menschheit rächen wolle, und bei Kritikern entschuldige ich mich.

Die ersten Schritte auf die Bretter machte ich in New-York aus Neugierde und Uebermut unter den entsetzten Augen des Papas, der mir nach der Vorstellung glückstrahlend versicherte: «Du wirst sicher einmal eine gute Hausfrau.»

Ein solcher Mangel an Urteilkraft bei einem bekannten Schauspieler berührte mich sehr eigentümlich, und mit dem Rufe: «Der Prophet gilt nichts in seinem Heimatlande!» entschloss ich mich, zur englisch-amerikanischen Bühne zu gehen. Mein Lehrer Frank Reicher hatte sich zwei grosse Aufgaben gestellt: mir meinen lieb gewordenen New-Yorker «slang» auszutreiben und mir das Gefühlsleben der «Julia», dem ich an sich durchaus wohlwollend gegenüberstand, innerlich nahezubringen. Mit dem Giftmonolog der Julia hatte er kein Glück, denn die vielen dancings, parties und sportlichen hobbies meines ersten Ausgehewinters liessen Gedanken an alkoholfreie oder gar vergiftete Getränke nicht aufkommen.

Das Lieblingsthema aller jungen Mädchen bildeten in diesem Winter die neuen Movie stars, und da Florida auch im Januar als durchaus chick galt, nahm ich bei einer Tanzgesellschaft den Vorschlag von Daniel Fröhmann, dem damaligen Inhaber der Famous Players, an, in deren neuem Film ‚Audray‘ einen Backfilsh darzustellen, der sehr frech sein musste und doch unglücklich liebte. Das hat mir immer gelegen. Sechs Wochen Florida und eine Woche zwischen den Jupiterlampen in einem der Riesenateliers — auf dessen einer Seite ein Sünder unter Choralmusik edelmütig wurde, während auf der anderen Tanzmädchen bei einem Foxtrott für ein Lustspiel angenommen wurden und ich in der Mitte unglücklich zu den Klängen eines neuen Schmachtfetzens liebte,... damit konnte sich die Julia mit ihrer unmodernen Leidenschaftlichkeit doch nicht messen. In meiner ahnungslosen Siegesicherheit schienen mir damals drei Wege offenzustehen: mich als verwöhnte Tochter eines beliebten Vaters in den Salons verhätscheln zu lassen, mir als Filmstar ein Bankkonto bei Pierpont Morgan anzulegen, — oder der staunenden Menschheit zu zeigen, wie man überhaupt Theater spielt.

Der Eintritt Amerikas in den Krieg zerriss für mich plötzlich den heiteren Vorhang, der mich bis dahin von der Wirklichkeit getrennt hatte. Zusammen mit der Deutschen Botschaft kam ich im Frühjahr 1917 nach Berlin. Mein Vater war auf seinem Posten zurückgeblieben. Es musste sich nun erweisen, ob aus einer begeisterten kleinen Dilettantin eine wirkliche Schauspielerin werden konnte. Als ich in Berlin zum ersten Male dem alten Freund meines Vaters, Max Reinhardt, gegenübertrat, konnte ich meine amerikanische Siegesgewissheit absolut nicht wiederfinden. Und ich kann Reinhardt auch nicht nachsagen, dass er mir geholfen hätte, sie schnell wiederzufinden; das war nämlich mein Glück. Die ersten Versuche in Deutschland zeigten mir, dass meine Liebe zum Theater eine sehr unglückliche war, aber gerade im Unglück erkannte ich die Inbrunst meiner Liebe zum Theater. Mein Beruf als Schauspielerin wurde zum Inhalt meines Lebens. Gott sei Dank konnte ich dann auch bald selbst mein Talent entdecken. Ich habe in Deutschland erkennen gelernt, dass die Vorbedingung für ehrlich

verdiente Erfolge eine harte, nie aufhörende Schule ist.

Oft werde ich gefragt: «Was tun Sie lieber, filmen oder Theater spielen?» Ich antworte immer ehrlich, dass ich beides gleich lieb habe. Bei ernsthaftem, künstlerischem Streben ergänzt eines das andere und bietet wechselseitig die Kontrolle für die Aufrichtigkeit vermeintlicher Fortschritte. Der Filmstreifen lügt nie. Aufrichtige Freunde im Parkett, besonders wenn sie Freikarten haben, immer. Auf der Bühne steht jeder Schauspieler mehr oder weniger im Banne der Rolle. Die ganze Atmosphäre des Geschehens steigert ihn über sich selbst hinaus und beseitigt die Hemmungen des Privatmenschen.

Im Filmatelier morgens um 8 Uhr, bei Hämmern und Klopfen, Schimpfen und Fluchen, bei grellen Scheinwerfern auf verschlafenen Augen, hat der Ruf: «Frau Christians, bitte Aufnahme!» lange nicht die belebende Wirkung wie das letzte Klingelzeichen abends in der Garderobe vor Aufgang des Vorhangs. Im Film muss der Regisseur der grosse Zauberer sein, der mit wenig Worten die Atmosphäre schafft, aus der heraus der Schauspieler eine kurze, aus dem Zusammenhang gerissene Szene lebenswahr gestalten kann. Mein letzter Film mit Joe May stellte mich z. B. an einem Vormittag vor die Aufgabe, als kleines Farmertöchterchen mit einem imponierenden Grafen sehr handfest zu flirten und schon eine Stunde später mich durch unseren inzwischen herangewachsenen Sohn für eine sehr minderwertige Behandlung während der Ehe zu rächen. May hat mir die Aufgabe ungeheuer erleichtert, weil er zwei hervorstechende Eigenschaften hat, die das Arbeiten mit ihm zur Freude machen: mitreissendes Temperament — und sehr, sehr viel Geduld.

Ich habe noch einen besonderen Grund, weshalb ich nach einem grossen Film wieder gerne Theater spiele. Alle Frauen haben Freude am Reden. Bei der Theaterpremiere kann ich drei Stunden lang sprechen, ohne dass mich jemand unplanmässig unterbrechen darf. Das habe ich nicht einmal zu Hause. Der Filmregisseur dagegen hat ein kleines zweischneidiges, mir sehr unsympathisches Instrument, «die Schere», und bei der Uraufführung des Films darf ich auf dem Hinrichtungsstuhl in der schönen grossen Loge nicht plötzlich aufschreien: «Mörder! Du hast mein Bestes geschnitten!»
(Filmland).